

kungen, dafür aber mit viel weiterführender Literatur versehenes Handbuch einer gegenwärtig vertretbaren katholischen Ekklesiologie vorlegen. Diese Absicht ist ihm ausgezeichnet gelungen.

Dazu trägt sicher bereits der klare, an der heute weithin üblichen Methode der Dogmatik orientierte, vierstufige Aufbau bei: Vom gegenwärtigen Erfahrungs- und Problemhorizont der katholischen Kirche ausgehend (Kirche und Moderne, Kirche und Konfessionen bzw. Religionen, Kirche und ihre eigenen, inneren Konflikte), wird zunächst der biblische Ursprung der Kirche dargestellt, wie er von der gegenwärtigen Hermeneutik und Exegese her erhoben werden kann. Das dritte Kapitel, das vom geschichtlichen Wandel der Kirche handelt, scheint mir der bestgelungene und originellste Teil zu sein. Hier weist der Autor überzeugend die jeweilige Korrelation auf zwischen der geschichtlich-gesellschaftlichen Situation der Kirche und ihrem entsprechenden theologischen Selbstverständnis innerhalb der großen Etappen der Kirchengeschichte: Altertum, Mittelalter und Neuzeit. So wie sich nämlich die primären Orte von Selbstvollzug und Selbsterfahrung der Kirche ändern, so ändern sich auch ihre theologischen Selbstdeutungsmuster. Im vierten und längsten Kapitel wird anhand des Einteilungsrasters: (1) Grundkategorien der Kirche (z. B. Mysterium und empirische Wirklichkeit, *Communio* und Sakrament des Heils für die Welt, biblische Zentralbegriffe), (2) Grundvollzüge der Kirche (*Martyria*, Liturgia, *Diakonia* in charismatischer Gemeinsamkeit und amtlicher Besonderheit), (3) Grundeigenschaften der Kirche (= die vier „*notae ecclesiae*“) und (4) Grundgestalten der Kirche (Hausgemeinde, Pfarrei, bischöfliche Ortskirche und Gesamtkirche) eine – gerade im 4. Punkt – sehr ansprechende systematische Gesamtreflexion geboten.

Der bewußt durchgehaltene Lehrbuchcharakter bekommt dennoch durch bestimmte systematische Optionen zugleich ein spezifisches Kolorit. Hervorzuheben wäre z. B. die ständige Bezugnahme auf Israel und sein bleibend gültiges Selbstverständnis als Volk Gottes; die regelmäßige Berücksichtigung der ökumenischen Perspektive bei der jeweiligen Thematik; die kreuzestheologische Akzentuierung kirchlichen Selbst-

verständnisses (einschließlich der damit verbundenen Option für eine Kirche der Armen); schließlich die stark betonte Korrespondenz zwischen sakramentaler Zeichenhaftigkeit der Kirche und der dadurch ermöglichten Freiheit des persönlichen Glaubens.

Die Stärke dieses Lehrbuchs ist an manchen Stellen auch seine Schwäche, nämlich die geraffte Kürze; so dürfte für Studierende an bestimmten neuralgischen Punkten nicht immer der sehr gedrängte und durchaus richtige Argumentationsgang durchsichtig sein: also z. B. wie (249) der besondere Anspruch der katholischen Kirche („*subsistit*“), wie (260) die eschatologische Einzigartigkeit des christlichen Glaubens im interreligiösen Dialog, wie (265) die gemeinsame Unzerstörbarkeit und Unfehlbarkeit der Kirche trotz aller individuellen Sündigkeit und Heilungsgewißheit sinnvoll begründet werden können. Aber dazu wird der Leser dieses rundum empfehlenswerten Überblicks auf genügend andere ekklesiologische Literatur verwiesen. *M. Kehl SJ*

GREELEY, Andrews: *Religion in der Popkultur*. Musik, Film und Roman. Köln: Styria 1993. 159 S. Kart. 24,80.

Das Problem ist aktuell: Läßt sich die Kluft zwischen Religion und Populärkultur einebnen? Oder muß das Wort und Bild der frohen Botschaft noch abstrakter, lebensfremder, gefühlloser werden? Der Autor, katholischer Priester, Soziologe, Romanautor greift dieses Problem eines in der Tat inkarnierten Glaubens auf und verfolgt es mutig – hinein in die heutige Märchen- und Fantasiewelt, hinein in die zeitgenössischen Apokalypsen der Science-fiction, hinein in jene Filme, die denen nach dem Sinn des Lebens gefragt wird und verschlüsselt eine christliche Antwort gegeben wird: es gibt Hoffnung und Gnade, Happy-End. Die anschaulichen Ausführungen zu den verschiedenen Künsten werden dann konkretisiert in den großen Stars der jeweiligen Branche, an Madonna, an Stephen King, an Woody Allen. Am Ende (141f.) faßt Greeley sein Anliegen in vier Thesen zusammen: Populärkultur sagt uns Wesentliches über das menschliche Leben. Gerade katholische Christen sollten eine neue Sensibilität gewinnen, um die (sakramentale) Gnade in anschaulichen und auch sentimental

Geschichten zu erfahren. In vielen Teilen der Populärkultur ist der „Aufstand der Engel“, die Sehnsucht nach Transzendenz erkennbar. Viele Werke der Volkskultur können theologisch und homiletisch benützt werden, sie können in eine tiefere Sicht des Lebens hineinführen.

Diese Anliegen stehen einem abstrakten, rationalen und eher emotionslosen Glauben konträr gegenüber. Dabei stellen sich die folgenden Fragen: Muß das Gefühl und die Betroffenheit nicht immer wieder an die Wahrheit zurückgebunden werden? Bleibt auch für diese neue „Bibel der Armen“ die Hl. Schrift der gültige Maßstab? Und läßt der Autor diesen Maßstab nicht weit hinter sich, wenn er über einen Prediger in einem

Film schreibt: „Doch dieser Prediger verliebt sich in Frauen, er kämpft und tötet andere Menschen. Alle diese Dinge hat Jesus ja nicht getan, zumindest wie ihn die Bibel darstellt“ (131). Wie müßte endlich ein Buch aussehen, das die deutsche Populärkultur mit ihren Familienserien, Freitagskrimis und Stars beschreiben will?

Die geäußerte Kritik, die vielleicht auch auf Kosten des amerikanischen Hintergrunds des Verfassers geht, kann das Anliegen Greeleys in seiner Bedeutung nicht mindern. Es weist nur auf, daß diese inkarnatorische Sicht der Populärkultur von der „Unterscheidung der Geister“ nicht ablösbar ist. Sehr anregend.

R. Bleistein SJ

Kirchengeschichte

Conquista und Evangelisation. Fünfhundert Jahre Orden in Lateinamerika. Hrsg. v. Michael SIEVERNICH, Arnulf CAMPA, Andreas MÜLLER, Walter SENNER. Mainz: Grünewald 1992. 486 S. Kart. 42,-.

Von der streitenden, leidenden und triumphierenden Kirche zu sprechen, ist klärend und tröstend. Wer für Jesus Christus streitet und mit ihm leidet, wird einst in ihm triumphieren. Was aber ist, wenn Kirche vorrangig für andere streitet? Wird sie dann noch mit ihm und mit den Menschen mitleiden können oder wegen ihres Fahnenwechsels mehr an sich selbst zu leiden haben?

Diese Fragen begleiten den vorliegenden Sammelband, der den Weg der Kirche in Mittel- und Südamerika vor allem durch das 16. und 17. Jh. nachzeichnet, aus der Perspektive der Orden, dem auch hier sensibelsten Teil der Kirche. Aus dem reichen Einsatz der Männer- und Frauenorden sind leider nur die Franziskaner, Dominikaner und Jesuiten ausgiebiger berücksichtigt. Gelegentlich rücken auch die Arbeit und Reflexion der Kapuziner, Zisterzienser und Benediktiner in den Blick, in noch weit geringerem Maß die Frauenorden. Die Orden sind kraft königlichen Patronats, später des Vikariats auf ihr Arbeitsfeld gelangt und hingen dort von königlichem Befehl und Geld ab (M. Carmelita de Freitas, E. Cárdenas). Schwert und Kreuz hatten sich verbündet, zum Nachteil des Kreuzes. Die Ordens-

angehörigen verstanden sich als „Conquistadores espirituales“, König, Vizekönig, die Verwalter, Offiziere und Grundbesitzer wiederum als Missionare. Aber wo sich alle zu Missionaren ernennen, gibt es bald keine glaubwürdigen mehr. Das Gute ist so selten wie der Mut.

Wie schwierig es war, in den Kolonien die Leidens erfahrung der Indios und der afrikanischen Sklaven überhaupt wahrzunehmen, beleuchten eindrucksvoll die Beiträge von M. Sievernich, H. Fragoso und G. Collet. Indioblut genügte nicht dem Erfordernis der „Reinheit des Blutes“, somit verwehrten die kirchlichen Gremien der „Indio-Kaste“ (284) den Zugang zu Priesteramt und Ordensstand (R. V. de la Rosa). Noch schwieriger aber war es, vom Mitleiden und Trösten aus zur Abhilfe der Mißstände zu gelangen. Der kluge und eher kompromißbereite Fr. Vitoria (S. Rodríguez Lopez u. W. Senner) und der gegen Lebensende immer radikaler werdende Las Casas (I. Pérez Fernández) ebneten hier den Weg. Wer wie die Kapuziner übrigens nur indirekt unter dem königlichen Patronat und direkt unter der päpstlichen Kongregation „De propaganda fide“ stand (175), protestierte häufiger und heftiger.

Da die Eroberer nicht mehr zurückgingen und aus erobertem Gebiet Kolonien wurden, empfahl sich bald als einziges Rettungsmittel für die gequälten Indios, sie für eine Zeitlang in Enklaven und Reduktionen abzuschirmen, auszubilden